

Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine
Band: 35 (1953)
Heft: 31

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweizer Frauenblatt

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 13.50, halbjährlich Fr. 7.50. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.—, Einzel-Nummern kosten 25 Rappen. Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken. Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizerischer Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft «Schweizer Frauenblatt», Zürich
 Inseraten-Annahme: Ruckstuhl-Annoncen, Forchstrasse 99, Zürich 2, Tel. (051) 32 76 98, Postcheck-Konto VIII 16327
 Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG., Tel. (052) 2 22 52, Postcheck-Konto VIII b 58

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Inserationspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland. Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate. Inseratenschluß Montagabend



Zeichnung R. E. Moos Cliché: PRO JUVENTUTE

Zum ersten August 1953

Die Worte von schweizerischen Bundesräten bezeichnen die Bedeutung der Landschaften ausserhalb der Schweizer Grenzen für die Heimat und der Heimat für sie. Karl Schenk sagte 1857: «Wenn auch zerstreut in allen Weltteilen und allen Ländern, so geht doch verbindend ein untrennlich mächtig Tau zu jeder Stätte, wo Schweizer wohnen.»

Dieses Tau ist seither offen an den Tag gelegt worden; zur innern Bindung traten systematisch gepflegte Beziehungen, und darauf bezieht sich, was Bundesrat Max Petitpierre am Auslandsweizertag 1951 in Basel sagte: «Man kann jenen nicht dankbar genug sein, die sich während des ganzen Jahres der schönen und grossen Aufgabe widmen, die Bande zwischen den Schweizern im Ausland und in der Heimat auf vielfältige Weise enger zu knüpfen.»

An Zahl entsprechen diese Eidgenossen durchschnittlich der Bevölkerung eines gut mittelgrossen Kantons. Krieg und Nachkriegsnot haben verheerend eingeschlagen. Im Jahre 1930 zählte man noch 331 000, im Jahre 1951 nur 234 000 Auslandschweizer.

Die Augustspende, die dieses Jahr für sie bestimmt ist, soll den geistigen und menschlichen Zusammenhang zwischen der Heimat und den Landskindern in der Fremde stärken helfen. Für die Kriegsgeschädigten draussen und die Rückwanderer sind von Amts wegen Mittel zur Verfügung gestellt worden. Das Schweizervolk wird nicht nur aus freundschaftlichen Gefühlen sich seiner ausgewanderten Angehörigen annehmen, sondern verstehen, dass es dabei um seine eigene Sache geht. Ein kleines Land hat nie zu viele Herzen, die für es schlagen. Nie hat unser Boden alle ernähren können, die hier geboren wurden. Wer sein Brot im Ausland sucht, der wird in der Regel von der Heimat nicht schlecht ausgerüstet. Schulkenntnisse

und berufliche Vorbildung helfen ihm den Weg ebnen. Aber das Kapital, das in ihm angelegt ist, darf dem Lande nicht verloren gehen. Die Auswanderer haben als Pioniere der schweizerischen Exportindustrie und als Träger des guten Rufes unseres Volkes eine natürliche Aufgabe zu erfüllen, die für uns alle wichtig ist. Darum darf hier nicht gelten: «Aus den Augen, aus dem Sinn.» Ob und wie die Auslandschweizer unsere Erwartungen gerecht werden, das hängt stark von der Gegenfrage ab, was das Schweizervolk tut, um sie im helvetischen Familienverband zu behalten. Nicht die amtlichen Leistungen, nicht der diplomatische Schutz und die Staatsaktionen sind heute vor allem gemeint, sondern was wir privat und freiwillig beitragen, um das Gefühl der Zusammengehörigkeit warmzuhalten.

In dieser Hinsicht wachsen die Aufgaben immer wieder über die finanziellen Mittel hinaus. Ein Filmdienst erreicht unsere Kolonien in aller Welt. Eine eigene illustrierte Zeitschrift trägt regelmässig ein Stück Heimat zu den Auslandschweizern; ein Presse- und Informationsdienst vermittelt ihnen und ihren eigenen Presse in allen Landessprachen das Neueste aus der Heimat; ebenso der Zeitungsdienst, der ihnen Schweizer Blätter zu stellt. Lesepatenvereine versorgen bestimmte Kreise im Ausland mit heimischer geistiger Nahrung; im gleichen Sinn wirken ein Bücherdienst und das Radio. Ein eigener Rechtsdienst steht den Auslandschweizern bei.

Besondere Aufgaben stellt die Jugend, für die immer mehr unternommen wird und der ein besonderes, bescheidenes Organ gewidmet ist. Ein freiwilliger Landdienst in der Heimat und die Heimatferien spielen eine wichtige Rolle; Pestalozzi-Kalender und Jugendbücher helfen mit an der Aufgabe, die sich die Schweizerschulen im Ausland gestellt haben, und Stipendien fördern die weitere Ausbildung. Auch die Rückwandererhilfe findet viel zu tun, was ausserhalb des amtlichen Bereiches ist.

Diese weitgreifende Tätigkeit, die den Schweizer im Ausland in guten und bösen Tagen der Heimat erhalten will, wird in der Hauptsache durch freiwillige und private Anstrengungen verwirklicht.

Am 1. August denken die Schweizer in aller Welt an die Heimat, und sie sollen fühlen, dass die Heimat auch ihrer gedenkt. Das wird ihnen die Augustspende sagen.

Ernst Schürch

Bundesfeier-Abzeichen

Zum erstenmal wird ein Bundesfeier-Abzeichen aus Keramik angeboten. Es zeigt auf rotem Grund, stark stilisiert allerdings, ein Edelweiss. Der Reintrag dieses Verkaufs ist bekanntlich für die Schweizer im Ausland bestimmt. Das Edelweiss, das wir zum Bundesfeiertag anstecken, soll ein Gruss der Schweizer «daheim» an die Landsleute «draussen» sein. Die Keramik ist ein Erzeugnis Neuenburger Gewerbetreibender; die Ausrüstung erfolgt im Arbeitsheim der Entr'Aide aux Jeunes par le travail in Grandson. Die Anfertigung des Abzeichens wird so zu einem Stück Anormalenfürsorge, sicher ein Grund mehr, ihm Freunde zu werben. Verkauf am 31. Juli und 1. August.

Mut

El. St. Die Vorgänge im Osten Deutschlands, in der Tschechoslowakei und nun auch in Polen, Rumänien und Bulgarien geben zu denken. Nicht nur darum, weil die Zukunft der Völker immer noch wie eine eiternde Wunde vor den Verantwortlichen und der ganzen Menschheit nach Heilung schreitend daliegt, sondern weil diese Vorgänge auch ganz unabweisbar an jeden einzelnen von uns Fragen stellen, denen der ehrliche Mensch nicht ausweichen kann.

Wir Schweizer, die wir so oft und so leicht das Wort Freiheit in den Mund nehmen und es damit häufig zu einer blossen Phrase, einer inhaltlosen Formel entwürdigen, haben allen Anlass, uns möglichst eingehend mit dem grossen Freiheitskampf und den Ereignissen zu beschäftigen, die seit dem 17. Juni die ganze Welt erschüttern und in atemloser Spannung halten.

Wem von uns allen, die wir als nicht nur oberflächliche Zeitungsläser seit Jahren die furchtbaren Prozesse, Todeslager, Folterqualen der Angeklagten im früheren Hitler-Deutschland und seither in den unter russischem Kommunismus leidenden Ländern verfolgen, wäre nicht immer wieder die Gewissensfrage aufgestiegen, wie es in solchem Falle um uns selber, um unsere Treue zur Sache, zum Kampf um Freiheit und Menschenwürde stehen würde. Wie oft, wenn wir von dem unglaublichen Mut dieser Opfer hören und lesen, stellen wir uns die bange, die sehr unsichere Frage: Hätte, hätte ich den Mut, die Kraft, das Ehrgefühl, solches auf mich zu nehmen — durchzuhalten? Durchzuhalten — eines Ideals, eines Glaubens, einer Ueberzeugung, eines Auftrags willen, mit jener Treue und Sicherheit, für die Christus am Kreuz zum ewigen Symbol geworden ist.

Wir fragen uns solches in stillen Stunden, fragen uns solches in den vergangenen Wochen immer wieder, als wir voll Bewunderung und Anerkennung davon hörten, mit welch unerhörtem Mut die Ostberliner, die geknechteten Satellitenvölker in Polen und auf dem Balkan sich allen Tanks und Repressalien zum Trotz dem russischen Bedrucker entgegengeworfen haben, wissend, dass die Macht, der Wille, die Möglichkeiten zu grausamster Vergeltung in den Händen der Kommunisten liegen.

Und immer und immer wieder steigt die Frage in uns auf, wie wir als Schweizer, als Schweizerin uns verhalten würden, wenn ein solcher Druck, eine solche brutale und zugleich raffinierte Macht dermassen in unser öffentliches und privates Leben eingreifen und uns jeglicher persönlicher Stellungnahme und Bewegungsfreiheit berauben würde? Gewiss, davon ist der letzte Schweizer überzeugt, dass wir uns zunächst bis zum äussersten wehren würden gegen jede fremde Machtergreifung. Dem Schweizer hat der Mut zum offenen Kampf noch nie gefehlt, und unsere Vorfahren haben immer wieder den Beweis geleistet, dass sie den Willen und die Kraft hatten, fremdes Joch abzuschütteln. Auch wir zweifeln heute nicht an diesem Willen, dieser Kraft in unserem Volk.

Aber es ist sicher leichter, gemeinsam in den Krieg zu ziehen, sich vereint mit den Kameraden dem offenen Kampf, dem ganzen Kriegsgeschehen zu stellen, als in den vorhergehenden Zeiten der Unterdrückung allein, als Persönlichkeit, als Familienvater oder -mutter den Widerstand zu wagen

und die Wahrscheinlichkeit grausamster Verfolgung und Folter auf sich zu nehmen. Aber das, was heute in Russland, vorher in anderen Diktaturländern das Grosse, das Entscheidende ist, das ist nun eben gerade der unglaubliche Mut und die fast unfassbare sittliche Kraft jener vielen einzelnen, die immer wieder aufstehen, wissend, dass sie damit ständig in Gefahr sind, für ihren «Verrat am System» Folter und unsagbare Qualen erleiden zu müssen. Sie erinnern uns an den ersten Christen, die gleiches getan haben. Und wie sie, müssen sie ihre seelischen Kräfte aus denselben Quellen schöpfen. Von diesen Taperen nun, und aus ihrem Verhalten in den schweren Stunden der Prüfung haben die grossen Massen, neben der ständig grösser werdenden Not Kraft und Mut gezogen, um sich endlich aufzuheben — bis in den Tod — gegen die unsagbare Vergewaltigung und Unterdrückung.

Wir Schweizer von heute sind mit Schweden das vielleicht verwirrteste Volk Europas. Beruf, Einkommen, Stellung, Lebensstandard sind die Götzen, denen wir allzuleicht und allzuoft unsere innere Selbstständigkeit, unsere seelische Freiheit, unsere Zivilcourage opfern. Ein ständig zunehmender Ektismus untergräbt Stolz und Wille zur Selbstständigkeit, zur Verantwortung, der weit verbreitete Materialismus bindet viele gute Kräfte.

Dies ist vielleicht ein Zeichen dafür, dass es für den einzelnen, für die Völker einer Zeit grösster seelischer und materieller Not bedarf, um jene Kräfte zu wecken und zu stärken, die sich gegen Unrecht, Korruption, Gewalt einfach auflehnen müssen, auf die Gefahr hin, verfolgt, gemartert, getötet zu werden. Wie seinerzeit ein Teil, ein Winkelried sich bei uns für das Ganze eingesetzt, geopfert haben, weil ihre Seelen frei geblieben sind, so geben sich draussen in den geknechteten Ländern auch heute immer wieder Taperen hin im Glauben, im Dienst für Freiheit und Menschenwürde. Shakespeare lässt seinen Hamlet sagen: «So sind es die Gedanken, die uns zum Feigling machen» — und es ist wohl so, dass das ständige Kreisen unserer Gedanken, unserer Interessen um all das, was das materielle Leben für uns bedeutet, uns sehr oft daran hindert, an das zu denken, was um uns herum falsch und unrecht ist und uns für das einzusetzen, was richtig, was recht wäre.

Ist diese Einstellung dem Leben und seinen ethischen Forderungen gegenüber schon an und für sich eine Gefahr des Versagens in Situationen, wo es des persönlichen Mutes bedarf, der sogenannten Civilcourage, so wird sie sich sicher katastrophal auswirken, wo die Verwirklichung der seelischen Widerstandskräfte zu jener Passivität der grossen Massen führt, wie wir sie in den vergangenen zwei Jahrzehnten erlebt haben, und wie sie heute durch die Revolution des Ostens abgeschüttelt wird. Angesichts der Heldenhaftigkeit dieses Aufbruchs der vergewaltigten Völker, des persönlichen Mutes und Einsatzes der vielen einzelnen stellen wir uns immer und immer wieder die Gewissensfrage: Hätten wir, hätte ich diesen Mut zum Einsatz?

Wir Schweizer standen oft verärgelt vor der Tatsache, dass ein Volk wie die Deutschen vor all dem Geschehen, mitansehen, erleben können, was der Nationalsozialismus sich an Verbrechen geleistet hat, ohne in Massenaufständen zu protestieren, so wie jetzt die Ostdeutschen es getan haben. Heute

Kavaliere

Von Dora Hauth

Ursache zu der kleinen Revolution war ein hoher, tadellos gerader Bambusstab, den das Meer gleichgültig ans Ufer warf und nicht wieder zurücknahm. Ein Teddybär, so gross wie ein Daumen, schmutzig vom vielen Geliebwerden war dann wieder Anlass, dass sich alles in Ordnung und Liebe auflöste. Irgendwo an der Côte d'Azur war es, wo mir für ein paar Stunden ein kleines, goldgebranntes Mädchen anvertraut wurde. Wir kauften uns allerlei Früchte und gute Dinge, um unser Mittagessen allein in brutender Sonne am Strand einzunehmen. So sassen wir also zu dritt im Sand. Ilonchen links, ich rechts, Teddybär winzig klein in der Mitte — kaum sechs Zentimeter gross. Er genoss meinen ganzen Respekt, war er doch der geliebteste aller Teddybären, obwohl jeder Teddy geliebt wird von Mädchen und von Buben.

Plötzlich zeigte das Kind mit glänzenden braunen Augen auf eine Welle, die matt daperplätscherte und etwas Langes mit sich führte. Da lag es auch schon im Sand — ein Bambusstab!

Das Kind federte auf und schwang den Stab hoch über seinem ebenmässigen braunen und fein gedrehten Körperchen — ein freies Naturkind, von Sonne umflossen.

Wir waren entzückt über das Geschenk des Meeres und spannen Geschichten um die Herkunft des Bambusstabes und um die Reise, die er hinter sich haben mochte. Teddy sass natürlich still dabei mit kleinen Perlenäuglein.

Doch unsere Freude dauerte nicht lange, das Verhängnis näherte sich schon. Etwa dreissig Meter hinter uns war ein Damm. Inaktiv drehte ich mich

um und sah, wie es lautlos von der Mauer herunter, der Mauer entlang, dann im Sande, zum Teil in geschlossener Reihe langsam auf uns zukroch — lauter Kinder! Sie mussten uns vorher beobachtet haben. Mit vor Wut und Neld glitzernden Augen — wie nur Südländer glitzern können — standen sie blitzschnell wie eine wohl vorbereitete Umzingelung im Ring um uns. Ein kleines Heer war es, etwa zwanzig Buben aller Grössen — aber was für Buben! Der Kleinste war etwa vierjährig, der Anführer aber mag zwölf gewesen sein. Die unterenährigen Körperchen waren von der Sonne schlecht gebrannt, und ihre Kleidung war zerlumpt. Der «Anführer» trug verwegen eine grosse Dächlkappe, einen zerissenen Kinderumlegkragen, dann war der Anführer nackt bis zur gestreiften Badehose. Der kleinste Knirps war mit nichts bekleidet, und ein etwa Sechsjähriger trug eine Hose, zerfrant, nur mit einem Hosensein; das andere hing noch als Erinnerung an ein solches am Gürtelchen, welches das gedunsene Bäcklein umspannte.

Blitzschnell nahm ich das alles wahr und ahnte dumpf etwas Schlimmes, stand auf; denn sie umringten uns immer dichter, kampfbereit; ihre heissen Augen sagten unerbittlich Kampf und Sieg an. Aber warum? — warum nur?

Da brach ich das drohende Schweigen und sagte in meinem gar nicht tadellosen Französisch: «Qu'est-ce que c'est, Messieurs?» («Messieurs» sagte ich, auf Eingangs, zu der zerlumpten, kleinen Bande). Daraufhin ein kleiner Moment Verlegenheit; sie sahen mich alle von unten her unsicher an. Das «Messieurs» hatte fern irgendwo in ihren Seelen ihre Menschenwürde unerwartet getroffen. Aber keine Antwort kam.

«Mais, dites-moi, que voulez-vous donc, Messieurs?» Die Kleinsten wollten sich zurückziehen, aber der Anführer hatte Banditenhergefühle, und vol-

ler Verachtung brüllte er sie jetzt an: «R-restez! Keiner wagt zu gehen. Und nun, wie eine losgelassene Meute, brüllten sie mir alle ins Gesicht: «Ce bâton-là — il est à nous! Donnez-nous tout de suite le bâton, Madame!»

«Oh non», entgegnete ich ruhig, «le bâton est à nous, les vagues ont apporté le bâton à la plage, c'est un présent de la mer.» Ilonchen, das Kindchen, sass zitternd im Sand — auf dem Stock.

Während wir stritten, schlich ein Kerlchen wie ein Indianer zwischen den Kindern durch, gab Ilonchen einen Stoss und zog blitzschnell den Stock unter ihr fort.

Was lag schliesslich an dem Stock? — Ich sah auch ein, dass sie als arme Kinder der Gegend in erster Linie ein Recht hatten auf Dinge, die ihnen das Meer zutrug und die sie als Spielzeug gebrauchen konnten — aber ich begriff auch, dass ich dieser Art von Frechheit nicht nachgeben durfte; denn ein andermal wären sie am menschenleeren Strand wieder gekommen und hätten andere Dinge, die tatsächlich zu gehörten, auf diese Weise für sich gefordert. Ich packte also diesen Bambusstab und sie versuchten, ihn mir zu entreissen.

Während wir einen Augenblick so «kampften», fiel plötzlich mein Blick auf zwei unbeteiligte Buben, die mit star aufgerissenen Augen gespannt vorbei nach der Richtung hinter mir blickten. Ebenso schnell drehte ich mich, folgte ihrem Blick und sah, wie ein Bursche, zum Sprung bereit, ein geöffnetes Taschenmesser hinter seinem Rücken verschwinden liess. Die Situation war gar nicht gemächlich — obwohl es Kinder waren. Niemand in der Gegend, und das Kind, ich und Teddy allein den vor Wut losgelassenen Buben gegenüber.

Mir war angst um das Kind, das mir anvertraut war und das sich in zitternder Angst an mich klammerte. Etwas musste geschehen.

So sagte ich wieder ganz ruhig: «Ecoutez! — Ecoutez, Messieurs, on se raconte dans le monde entier que les hommes français sont des cavaliers, vraiment des cavaliers, spécialement envers des dames. Je ne sais pas si c'est la vérité, mais on le dit.»

Oh — das sass! Widerwillig über solch unverdiente Zumutung und doch geschmeichelt, sagte der Anführer und rutschte sich Krägl zurück: — «C'est vrai? On dit ça? Dans le monde entier?» und mit nachaltem Zucken seiner einen Achsel gab er ein Zeichen; sie zogen sich zur Mauer zurück, und wir waren frei.

Sie zogen sich aber nur zurück, um im Knäuel zu beraten, auf welche andere Weise sie zu dem uneroberbaren Stock kommen könnten. Nun fiel mir eine übriggelassene Semmel ein, sie sollte mir noch weiter als «glühende Kohle» auf ihre Häupter dienen. «Ilonchen», sagte ich, «da ist es nicht mehr gemächlich, wir gehen heim.»

Wir sammelten unsere Sachen, dann ging ich auf den Knäuel los, streckte ihnen die Semmel hin mit den Worten: «Maintenant, je crois nous sommes des amis? Je suis bien fâché que nous n'ayons ce petit pain.»

Jetzt funkelten ihre Augen vor Hunger. Widerwillig bedankte sich der Anführer, stolz und herablassend. Im Weitergehen sah ich, wie sie das kleine Brot in winzigen Stücken unter sich teilten. — Doch so ehrlich unter sich, in Freundschaft und Hunger! Aus den schiefen Blicken, die sie uns nachsahen, spürte ich aber, dass zwischen uns nur ein Waffenstillstand sei und noch kein dauernder Friede. Rasch kam es anders.

Ein markdurdringender Schmerzschrei Ilonchens änderte die Situation. Es war der Schrei eines tiefen in der Seele getroffenen Wesens.

Das Kind schrie: «Teddy, mein Teddychen ist nicht mehr da — oh-oh Teddy —!»

verstehen wir es vielleicht besser, weil wir an der Tat der Ostdeutschen erkennen können, welchen Zusammenschluss seelischer Kräfte es bedarf, um gegen die Tyrannen in den offenen Kampf zu treten. Nicht nur bedarf es der leiblichen, zur Spitze getriebenen Not, es bedarf des unbeugsamen Willens zur Befreiung von Gewalt und Unrecht, eines Willens, der in jedem Volk, und von jedem einzelnen zu jener Kraft heranreifen muss, für die es kein Ausweichen mehr gibt vor irgend einer sittlichen Pflicht und Aufgabe.

7. Film-Festival in Locarno

Unter dem Patronat der Zeitschrift «L'Eventail» wurde in Brüssel der grosse Preis «Le Fémina du Cinéma» gegründet, der alljährlich von einer Damenjury an die im Laufe des Jahres gezeigten Filme verliehen wird, der gewisse Eigenschaften und Qualitäten der Interpretation besonders hervorhebt.

Nehmen wir an, das Preisgericht existiere bereits — welchem Film des diesjährigen Locarnerse Filmfestivals würde es die Krone reichen? Ich weiss es nicht. Versuchen wir, vom Standpunkt der Frau diesen Bericht zu geben.

Locarno hielt sein 7. Filmfestival ab, das heisst sieben Jahre unverdrossener Arbeit, sieben Jahre Einzug der Gäste — Filmschaffender, Zeitungs- und Radioteile aus allen Teilen Europas. Locarno kann und will niemals mit den klassischen Festivals von Cannes und Venedig konkurrieren; seine Domäne ist der kommerzielle Film, wie ihn die Schweizer Filmverleiher den Theaterbesitzern anbieten. Dass die Filmawahl diesen Weg gehen muss, bestimmt das Reglement. Aber trotz diesen Einschränkungen gibt es Bewegungsfreiheit; dieses Jahr führte sie sogar zu unerwarteten Erfolgen.

Grundsätzlich ist zu sagen, dass sich der Film heute in einer bedrohlichen Krise befindet. Der Raumfilm und das Fernsehen bedrängen sein Dasein. In allen Ländern, die das Fernsehen eingeführt haben, geht der Kinobesuch zurück. Andererseits: es gibt heute bereits über 100 Patente über den dreidimensionalen, also plastischen Film. Die Filmindustrie ist in der Produktion sehr zurückhaltend; Hollywood stellt 1953 statt wie gewöhnlich 400 nur etwa 100 Filme her. Niemand weiss vorläufig, welches System sich durchsetzen wird, wie das Publikum darauf reagiert. Vorläufig sieht es so aus, als ob der spektakulöse Film mit viel Aufwand mehr Chancen für das neue Filmmittel haben wird als das Kammerstück. Kurzum, die Umstellung auf Plastik bringt viel grössere Probleme als die seinerzeitige auf den Tonfilm.

All dies stand in Locarno unausgesprochen im Hintergrund. Die Qualität der gezeigten Filme war mittel. Nicht mehr. Wichtig ist dies: Wie es Dutzende von netten Unterhaltungsromanen gibt, so steht's auch mit dem kommerziellen Film. Fast alle zeigen Mängel und Schäden der menschlichen Gesellschaft, fast alle tragen eine kriminalistische Note, aber kaum eine positive Lösung wird gefunden, die allgemeingültig ist. Anonyme Mächte (der Kriminalkommissar zum Beispiel) treten als Ordnung auf.

Da gab es ein paar Streifen, die in ihrer Problematik interessant waren. «My 6 convictions» (Produzent Stanley Kramer, der zu den fortschritt-

Wir gedenken zum Schluss jenes Tschechen, der in einem Verhör, verbunden mit den grausamsten Folterungen, durchgehalten hat, der aber, wissend, was seiner am nächsten Tage erneut wartete, und fühlend und befürchtend, aus physischer Schwäche am Ende doch noch zu versagen, Verrat an der Sache zu üben, sich in seiner Zelle, wohl unter grausamen Qualen mit einem Stück Draht die Schlagader geöffnet hat.

Das ist Treue, das ist Mut!

lichsten Filmschaffenden gehört) zeigt Millard Mitchell als idealistischen Gefängnisreformer, der Seelen und Gedanken einiger ausgekochter Sträflinge durch psychoanalytische Tests zu erforschen und verbessern sucht. Glaubt man im Ernst an den Erfolg seiner ehrlichen Bemühungen, die einen Tropfen auf den sehr heissen Lavaboden Gefängniswesen darstellen? Man sollte für anständige wirtschaftliche Verhältnisse, dann gibt's weniger Verbrecher; man sollte für menschlich geführte Strafanstalten, dann braucht man keine Massendurchleuchtung mittels psychoanalytischer Methoden. Der britische Film «The yellow balloon» ist ein Ableger des «Dritten Mannes»; aufgeföhrt wird diese düstere, spannungsreiche Kriminalgeschichte durch eine wunderschön gespielte Kabinenfigur. Der britische Film zeigt Jean Marais als Kriminalkommissar in einem französischen vornehmen Mädchenpensionat, und wieder geht's darum, einen Mörder zu finden. Ueberall knallt der Revolver, offenbar das Symbol unserer Zeit. Wir erinnern uns an den Ausdruck einer afrikanischen Studentin, also einer Negerin, die, nach dem amerikanischen Film befragt, antwortete: «Ach ja, das sind Filme, in denen die Männer immer Revolver bei sich haben.» Nicht bloss in amerikanischen; ein Grossteil der Filme lebt heute vom Schiesspulver. Auch im deutschen Film «Die Spur führt nach Berlin», die einer Fälschmünzbande nämlich, wird reichlich geschossen, also ist's eine spannende Geschichte, die gut gemacht ist.

Zum leichteren Genre gehörten ein tschechischer Agfacolorfilm «Der Kaiser und der Bäcker», mit einer prachtvollen Doppelrolle für Jan Werich. Die prunkvolle Hofhaltung Kaiser Rudolfs II. in Prag mit seiner Vorliebe für Horoskopdeuter und Alchemisten wird verulkt, und der Bäcker als Personifikation des Volkes bringt dann alles ins volkdemokratische Gleichgewicht. Schade, denn ohne diesen Abschluss wäre die Komödie wirklich eine Komödie. Fernandel glänzt als gehörter Ehemann in «Carnaval» einer Marcel-Pagnol-Produktion, Regie Henrie Verneuil; das ist sehr lustig, aber zu breit ausgewalzt. Ein Theaterspielchen war die französische Welturaufführung «Le père de mademoiselle» mit einer graziösen, verschmitzten Arletty. Für alle Musik- und Romantikliebhaber gab's noch eine Freude: ein italienischer Puccini-Film.

Zu drei der gezeigten Filme würde eine Frauenjury ohne weiteres ja sagen: Der chinesische Film «Das Spiel muss weitergehen» zeigt eine armelige, brave, von jedem Unglück verfolgte Artistengruppe in Honkong, die noch zu ihrem Happy-End kommt. Das war alles ohne spezifisch chinesische Kennzeichen auf filmischem Gebiet gezeigt; Kameraführung und Spiel nicht anders als in einem europäischen Film. Das aber war auffällig: das patriarchalische Familienleben und die Begleitmusik. Sie reichte im Extrem von uralten chinesischen Liedern bis zum Walzer «Ueber den Wellen», vom echten Dorfmarkt bis zum europäischen Dancing. Ein deutliches Abbild vom Hin-und-hergerissen-Werden zwischen alt und neu, indem sich Asien heute befindet. Dann «The Glass wall», ein amerikanischer Film, ist eine mutige Anklage gegen unmenschliche amerikanische Einwanderungsgesetze. Sogar das neue Uno-Gebäude in New York spielt mit. Die leidenschaftliche Anklage des verfolgten europäischen Flüchtlings im leeren Saal der Menschenrechtskommission müsste Beifall auf offener Szene herausfordern. Wir sahen in Locarno das Happy-End: der Gehezte springt nicht vom Dach des Uno-Gebäudes in die Tiefe, aber die Originalfassung sah diesen Sprung vor, man liess ihn fort, um das Publikum nicht zu belasten... Der andere bedeutende Film kam aus Italien «Le infedeli» («Die Ungetreuen»). Das korrupte Privatleben ei-

nes Teils der luxuriösen italienischen Oberschicht wird schonungslos gezeigt; zur eigenen Rettung treibt sie sogar ein Dienstmädchen in den Tod.

Zwei weitere Filme brachten, wenn auch aus entgegengesetzten Gründen, Sensation: die erste war ein von amerikanischen Studenten gedrehter «Julius-Cäsar»-Film nach Shakespeare, trotz manchen Theateriszenen ein grossartiger Avantgardefilm in dem Bemühen, sich filmisch auszudrücken. Gewiss standen Orson Welles, Olivier oder die frühen Russen Pate, aber das Ganze war das erfolgreiche Bemühen, mit bescheidenen Mitteln etwas Gutes zu schaffen, denn der Film hat nur die lächerliche Summe von 15 000 Dollar gekostet und ist auf Schmalfilm aufgenommen. Die andere Sensation kam aus der Sowjetunion in Gestalt des Farbfilms «Glinka», der Geschichte des Komponisten. Konventionell erzählt, aber was so bestrickte, waren die zarten, wunderbar abgestimmten Farben, die Szenen in Venedig, Moskau, Paris. Ein Superfilm, was seine Ausstattung betrifft, aber ein geschmackvoller.

Es gehört in Locarno zum Brauch, dass die anwesenden Journalisten über die Filme abstimmen. Das ist nur in Locarno möglich: die internationale Jury vergab den 1. Preis gemeinsam an «Julius Cäsar» und «Glinka», also USA und UdSSR teilten sich gemeinsam in einen Preis. Dann gab es noch weitere Filmfreunden: ein russischer Kulturfilm «Im Eise der Arktis» (Verleih Schweizer Schul- und Volkskino), der nie gesehene Bilder aus dem Tierleben der Arktis zeigte, zwei technisch glänzend gemachte tschechische Puppenfilme: überaus vernünftig war eine Uebersicht über alte komische Filme von Max Linder, Harold Lloyd, Chaplin, Buster Keaton. Man feierte auch gerühmte Wiedersehen mit den bezaubernden «Missbrauchten Liebesbriefen» und «Romeo und Julia auf dem Dorfe»; ferner gab es eine Reihe touristischer Filme zu sehen aus Indien, Dänemark, England, Finnland, Frankreich, Deutschland. Eines Abends wurde im Grossen Freilichttheater (Gott sei Dank regnete es nicht an diesem Tag; leider musste eine Reihe abendlicher Veranstaltungen in den Kinos stattfinden) feierlich vom italienischen Minister in der Schweiz, Exzellenz Reale, der vom amerikanischen Produzenten Selznick gestiftete Silberlorbeer für den besten Film im italienischen Sprachgebiet verliehen, der der Völkerverständigung dient: Rosselini «Europa 51», mit Ingrid Bergman, war der Preisträger. Presse und Wochenschaumänner hatten reichlich zu tun, dies Ereignis festzuhalten. Auch sonst bot sich ihnen noch reichlich Gelegenheit, liebliche italienische, französische und deutsche Stars auf den Film zu blicken.

Sie sind Vorbilder ungezählter Frauen und Mädchen; Kleider, Haartrachten, Wohnungseinrichtungen, ja sogar ihr Gehaben dient als Richtschnur. Der Einfluss des Films auf das weibliche Geschlecht ist ungeheuer. Auch thematisch werden ganz bewusst «Frauenfilme» hergestellt, zum Beispiel «Frauenarzt Dr. Holl» oder «Waterloo Bridge» gehören dazu; es gibt Stars, deren Bewunderer hauptsächlich Frauen sind, zum Beispiel Ingrid Bergman. All das sind nicht nur Erscheinungen der Mode, sondern auch psychologisch begründete Erscheinungen, auf die näher einzugehen, wir uns heute versagen müssen. Ohne Zweifel wäre es interessant, eine Umfrage zu veranstalten, wie die Schweizer Frau auf den Film reagiert, welche Nationen, welche Thematik wird bevorzugt und warum; wie steht sie zum zeitnahen oder zum Kriegsfilm; wie steht sie zum Kultur-, zum Dokumentarfilm? Eine Menge interessante Probleme zeigen sich in diesen kurzen Andeutungen. Es ist erwiesen, dass die Frau die hauptsächlichste Konsumentin der Ware «Film» ist — nun sollte man ihr auch einmal das Wort erteilen. M. E. Kährert

Bundesfeiermarken

Seit dem 1. Juni dieses Jahres zirkulieren als Sondermarken die Bundesfeier-Marken mit Frankaturwerten von 5, 10, 20, 30 und 40 Rappen und einem Zuschlag von 5 resp. 10 Rappen. Bis anhin waren diese Marken bis zum 30. November zum Frankieren von Postsendungen gültig. Diese Frist ist nun um einen Monat, also bis zum 31. Dezember 1953 verlängert worden.

Glücksschrei aus, sank neben dem Schiff nieder und weinte still vor Glück.

Teddy war da! — Teddy! Es waren auch plötzlich die Buben alle da. In einiger Entfernung standen sie, ergriffen, diesmal im Halbkreis wie um den Schlusseffekt auf der Bühne — die kleinen Banditen.

Jeder einzelne fühlte sich als männlicher Beschützer von «la petite mère et son ours». Ilonchen und ich gaben jedem von ihnen die Hand, bedankten uns herzlich für ihre Hilfe und versprachen ihnen eine Tüte Bonbons, die wir ihnen auch brachten mit den Worten: «C'est vrai, ce qu'on raconte dans tout le monde — vous êtes des cavaliers.» — Nach zwei Wochen ging ich durch eine Strasse. Auf der andern Seite begegnete mir eine Schar Schulkinder, mit südlicher Eleganz hergerichtet, in Lackschuhen, in sauberen Kleidern nach modernem Schnitt. Die Schule hatte offenbar wieder begonnen.

Als mich die Schulkinder sahen, flogen grüssend Mützen von ihren Köpfen, flott und sieghaft, dass ich sie in ihrer eleganten Verfassung nur sehen möge!

Wieso — fragte ich mich — kennen mich diese einheimischen herausgeputzten Kinder? Oh — — —, es waren die Kavaliere!

Begegnung mit Georgette Tentori-Klein

Ein unmerklicher Gartenanfang leitet uns den Kirchenhügel von Barbengo hinan zum weissen Flachbau. Da und dort blühen, als wären sie von selbst so gewachsen, Buddleien, Rudbeckien, da ein Lavendelbusch, sanfte Malven und stotzige Zinnien. Frau Tentori-Klein empfängt uns ebenso selbstver-

Politisches und anderes

Waffenstillstand in Korea

In Panmunjom ist am vergangenen Montag das Waffenstillstandsabkommen von den Vertretern des Oberkommandos der Uno-Streitkräfte und der Kommunisten unterzeichnet worden. 12 Stunden nach Unterzeichnung erfolgte die Einstellung des Feuers. — Das Abkommen sieht vor, dass innert dreier Monate eine politische Konferenz auf höherer Ebene zusammentrete, damit die Vertreter der beiden Parteien auf dem Verhandlungswege die Probleme des Rückzugs aller ausländischen Truppen aus Korea lösen und eine friedliche Regelung der koreanischen Frage herbeiführen können.

Einberufung der Generalversammlung der Uno

Lester Pearson, der kanadische Vorsitzende der Generalversammlung der Vereinten Nationen, hat das Weltparlament auf den 17. August zu einer Session einberufen, in der die durch den Abschluss des Waffenstillstandes in Korea geschaffene Lage geprüft werden soll.

Rücktritt der Regierung De Gasperi

In der italienischen Abgeordnetenkammer fand die Abstimmung über die Erklärung der neuen italienischen Regierung statt. Da die Regierung die Mehrheit nicht erhielt, hat sie ihren Rücktritt erklärt.

Holland ratifiziert den EVG-Vertrag

Die zweite Kammer (Unterhaus) des holländischen Parlamentes hat mit 75 gegen 11 Stimmen die Gesetzesvorlage zur Ratifizierung des Vertrages über die Europäische Verteidigungs-Gemeinschaft verabschiedet.

Zaisser, der ostdeutsche Polizeiminister, gestürzt

Nachdem der ostdeutsche Justizminister Max Fechner wegen staatsfeindlicher Tätigkeit seines Amtes entbunden wurde, ist nun auch der Minister für Staatssicherheit und Chef der kommunistischen Geheimpolizei, Wilhelm Zaisser, gestürzt worden. An seine Stelle rückt der langjährige Kommunist und Sabotage-Fachmann, Ernst Wolleber.

Programmathe Erklärung der Kommunistischen Partei Russlands

In allen sowjetischen Zeitungen erschien ein umfassender Artikel der von der Abteilung «Propaganda und Erziehung» des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei der Sowjetunion verfasst worden ist. Der Artikel enthält allgemeine Richtlinien der Parteipolitik, wobei die These vom friedlichen Nebeneinander-Leben des Kapitalismus und des Kommunismus und das Prinzip der kollektiven Führung besonders ausführlich behandelt werden.

Ablehnung des amerikanischen Schutzollgesetzes

Das amerikanische Repräsentantenhaus hat das Gesetzesvorhaben abgelehnt, welche die Errichtung neuer Zollschränken für den Import bezweckt hatte. Die Zollschränken sollten auch die Schweizer Uhren umfassen.

Uno und Frauenstimmrecht

Der Wirtschafts- und Sozialrat hat 11 Resolutionen angenommen, die ihm durch die Kommission für frauenrechtliche Fragen unterbreitet worden waren. Diese Resolutionen empfehlen, alle notwendigen Massnahmen zu treffen, damit in fast allen Ländern Hinsicht die Gleichberechtigung von Mann und Frau gesichert werde. Ferner wird empfohlen, dass die Generalversammlung der Uno die Staaten, die dieser zwar nicht angehören, jedoch Mitglieder von Spezialorganisationen oder des Internationalen Gerichtshofes im Haag sind, auffordert, die Konventionen über die politischen Rechte der Frau zu unterzeichnen und zu ratifizieren.

Erholungslager für litauische Kinder in der Schweiz

In Saas im Prättigau ist in Anwesenheit des Bevollmächtigten des litauischen Roten Kreuzes in der Emigration und einer Vertreterin des Schweizerischen Roten Kreuzes ein Erholungszentrum für litauische Kinder eröffnet worden. 40 Knaben und Mädchen, die in Westdeutschland als Flüchtlinge in Not leben, sind in diesem Heim untergebracht worden.

Ehrung einer schweizerischen Künstlerin

Die junge schweizerische Orchesterdirigentin Hedi Salguin, die gegenwärtig im Ausland Konzerte leitet, hat die Silbermedaille des internationalen Musikpreises Harriet-Cohen erhalten.

den gekommenen Teddy auch ohne Lösegeld finden würden.)

Das vor Schmerz immer noch zuckende Kind an der Hand, ging ich heim.

Von weitem sah ich, wie die Buben, ebenso rabiati wie sie vorher um den Stock kämpften, nun alle im Sande nach dem Teddy wühlten. Ihre heissen Kinderherzen überboten vor Mitleid mit einer «petite mère», und sie waren nur noch helfende Väter und Kavaliere.

Abends fand ich in einem Laden einen andern Teddy, gleich gross, gleich gutmütig, aber leider nicht gleich schmutzig, sondern schneeweiss neu gezeichnet. Den kaufte ich und legte ihn ins Bettchen, wo der andere immer lag. Aber das hätte ich nicht tun sollen; denn als Ilonchen erwacht, durchzuckte es jähre Freude, aber ebenso rasch Zorn und Schmerz, als es sah, dass es nicht sein geliebtes, schmutziges, verlorenes Kind war.

Als wir anderntags zum Strand kamen, lauerte ein kleiner Verräter auf uns, schlich sich heran, sah sich scheu nach allen Seiten um und flüsterte erregt und geheimnisvoll:

«Madame, le grand garçon a trouvé le Teddy», und erklärte mir, dass Teddy in dem grossen Schiff unten sitze, das dort am Strand liege, «mais ne dites rien aus autres, Madame».

Wahrscheinlich hatte einer den Teddy entführt, mitten im gestrigen Aufruhr um den Bambusstab, und der Besitz des Bärchens hätte ihn im Augenblick der weinenden «petite mère» nicht froh gemacht. Wahrschafte! — Tief unten im dunklen, fast zimmergrossen Schiffsboden hockelte der Teddy winzig klein und still. Voll Freude rief ich: «Ilonchen, komm, und sieh da hinein!» Ilonchen kam apathisch, sah in das Schiff und — sties einen wahren

Verzweifelt wart sich das Kind auf den Sand und wühlte darin mit Händen und Füssen, Teddy vielmals unrettbar weiter im Sande verscharend.

Man muss es miterleben haben, was dem Kind sein Bärchen bedeutete. Trotz den vielen Spielsachen, die es besass und mit inniger Liebe täglich betreute, liebte es das winzige, daumengrosse Teddybärchen auf ganz besondere Weise, jedenfalls weil es gar so klein und reizend hilflos aussah.

«Du wirst Teddy wieder finden, weil du ihn so liebst. Alles, was man wirklich von Herzen selbstlos liebt, bekommt man wieder.»

Da stand Ilonchen auf, und wahrhaft erschütternd war der trostlose und doch so ergebende Schmerz. Das ganze Ilonchen zuckte, es stand da, das Köpfchen mit dem grossen, runden Strohhut nach hinten geworfen, und hilflos sah es zum Himmel auf. Hallos tropften die Tränen über sein Gesichtchen, über sein nacktes Körperchen. Die Aeremchen hingen schlaff an beiden Seiten hinunter, das Bild einer kleinen Niobe-Mutter, die ihr letztes Kind verlor.

Durch das trostlose Schluchzen waren die Buben aufmerksam geworden und kamen allmählich wieder näher, fragten mich, was es gebe und warum «la petite fille» weine.

Ich erklärte ihnen, dass «la petite fille» die Mutter des kleinen Teddy sei und ihn auch liebe wie eine Mutter und dass sie Teddy verloren habe. «C'est une grande douleur pour elle, parce qu'elle est vraiment la petite mère de Teddy.»

Da schauten sie alle scheu auf das weinende Kind, und einer sagte zu dem andern erklärend, mit gedämpfter Stimme, wie Grossväter: «Elle est la mère de l'ours, elle a perdu son ours.» Und dann zu mir: «Madame, nous voulons chercher le Teddy, et demain, peut-être nous le trouverons.»

(Ich war überzeugt, dass die Kavaliere den abhan-

den gekommenen Teddy auch ohne Lösegeld finden würden.)

Das vor Schmerz immer noch zuckende Kind an der Hand, ging ich heim.

Von weitem sah ich, wie die Buben, ebenso rabiati wie sie vorher um den Stock kämpften, nun alle im Sande nach dem Teddy wühlten. Ihre heissen Kinderherzen überboten vor Mitleid mit einer «petite mère», und sie waren nur noch helfende Väter und Kavaliere.

Abends fand ich in einem Laden einen andern Teddy, gleich gross, gleich gutmütig, aber leider nicht gleich schmutzig, sondern schneeweiss neu gezeichnet. Den kaufte ich und legte ihn ins Bettchen, wo der andere immer lag. Aber das hätte ich nicht tun sollen; denn als Ilonchen erwacht, durchzuckte es jähre Freude, aber ebenso rasch Zorn und Schmerz, als es sah, dass es nicht sein geliebtes, schmutziges, verlorenes Kind war.

Als wir anderntags zum Strand kamen, lauerte ein kleiner Verräter auf uns, schlich sich heran, sah sich scheu nach allen Seiten um und flüsterte erregt und geheimnisvoll:

«Madame, le grand garçon a trouvé le Teddy», und erklärte mir, dass Teddy in dem grossen Schiff unten sitze, das dort am Strand liege, «mais ne dites rien aus autres, Madame».

Wahrscheinlich hatte einer den Teddy entführt, mitten im gestrigen Aufruhr um den Bambusstab, und der Besitz des Bärchens hätte ihn im Augenblick der weinenden «petite mère» nicht froh gemacht. Wahrschafte! — Tief unten im dunklen, fast zimmergrossen Schiffsboden hockelte der Teddy winzig klein und still. Voll Freude rief ich: «Ilonchen, komm, und sieh da hinein!» Ilonchen kam apathisch, sah in das Schiff und — sties einen wahren

Verzweifelt wart sich das Kind auf den Sand und wühlte darin mit Händen und Füssen, Teddy vielmals unrettbar weiter im Sande verscharend.

Man muss es miterleben haben, was dem Kind sein Bärchen bedeutete. Trotz den vielen Spielsachen, die es besass und mit inniger Liebe täglich betreute, liebte es das winzige, daumengrosse Teddybärchen auf ganz besondere Weise, jedenfalls weil es gar so klein und reizend hilflos aussah.

«Du wirst Teddy wieder finden, weil du ihn so liebst. Alles, was man wirklich von Herzen selbstlos liebt, bekommt man wieder.»

Da stand Ilonchen auf, und wahrhaft erschütternd war der trostlose und doch so ergebende Schmerz. Das ganze Ilonchen zuckte, es stand da, das Köpfchen mit dem grossen, runden Strohhut nach hinten geworfen, und hilflos sah es zum Himmel auf. Hallos tropften die Tränen über sein Gesichtchen, über sein nacktes Körperchen. Die Aeremchen hingen schlaff an beiden Seiten hinunter, das Bild einer kleinen Niobe-Mutter, die ihr letztes Kind verlor.

Durch das trostlose Schluchzen waren die Buben aufmerksam geworden und kamen allmählich wieder näher, fragten mich, was es gebe und warum «la petite fille» weine.

Ich erklärte ihnen, dass «la petite fille» die Mutter des kleinen Teddy sei und ihn auch liebe wie eine Mutter und dass sie Teddy verloren habe. «C'est une grande douleur pour elle, parce qu'elle est vraiment la petite mère de Teddy.»

Da schauten sie alle scheu auf das weinende Kind, und einer sagte zu dem andern erklärend, mit gedämpfter Stimme, wie Grossväter: «Elle est la mère de l'ours, elle a perdu son ours.» Und dann zu mir: «Madame, nous voulons chercher le Teddy, et demain, peut-être nous le trouverons.»

(Ich war überzeugt, dass die Kavaliere den abhan-

Menschenrechtsfragen

Warum sind viele Frauen keine freien, selbständigen Menschen? Erstaunlicherweise für die heutige Zeit, gibt es sogar noch allzu viele Frauen, die nicht einmal ihrer fraulichen Eigenart entsprechend denken und handeln. Sie stehen allzu sehr unter dem Fluidum der sie umgebenden Männer und handeln nach deren Willen. Für alle diese Frauen scheinen die Männer, bewusst oder unbewusst, eine furchtbare, schreckeneinflössende Macht zu sein. Sie haben Angst, und darum gibt es auch heute noch wirkliche Märtyrerinnen.

Denkende Frauen fragen sich allen Ernstes, was geschieht wohl diesen Frauen, wenn sie nicht tun, was ihren Geldgebern wohlgefällig erscheint? Meistens kommt dies ja nicht an die Öffentlichkeit, sondern spielt sich im Ehegemach ab. Neben diesen stillen Dulderinnen gibt es Frauen, bei denen es einem vorkommt, als huldigten sie Götzen, die glänzen. Frauen, die auf jeden Schein, auf jede Aeusslichkeit hereinfallen und die Lug und Trug von Wahrheit und Echtem nicht unterscheiden können. Frauen, die nicht selber zu denken und zu überlegen scheinen: wozu, warum, weshalb? Darum erkennen diese Frauen auch nicht, was für sie und ihre Kinder, also letzten Endes für die ganze Welt, von Gutem wäre.

Anstand, Wahrhaftigkeit, Güte und Liebe müssen nämlich von den Frauen in die Welt, also überallhin, getragen werden, und zwar mit aller notwendigen Energie und Ausdauer. Da dari keine Frau abseitsstehen, denn dadurch schadet man sich und den andern. Wenn solche willigen, dem Manne wohlgefälligen Frauen wüssten, wie oft gerade von den Männern gesagt wird: «Erzieht zuerst diese Frauen zu denkenden Menschen!», würden viele nicht so gedanken- und interesselos dem Leben gegenüberstehen. Heutzutage sollten die Frauen unbedingt mutiger sein.

Helvetisches Allerlei

Wo liegt die Wahrheit?

Das Ergebnis der Untersuchung über die Thuner Pferde-Affäre hat just zu Beginn der Ferien noch einmal ein vernehmliches Rauschen im schweizerischen Blätterwald bewirkt. Spaltenlange Berichte erhielten die Zeitungsläser vorgesetzt, die sich durch eine seltene Einmütigkeit auszeichneten. Man könnte nun eigentlich erleichtert aufatmen mit der Gewissheit, dass die Anklagen des passionierten Pferdefreundes Hans Schwarz zu rund hundert Prozent, wie es in einem Blatt hiess, erlogen gewesen seien, dass die Dinge ihren rechten Lauf genommen hätten und somit weiter kein Grund zur Beunruhigung vorhanden sei. Man könnte ... aber man sollte vielleicht doch lieber nicht allzurass über diese Dinge hinweglesen. Es ist bedauerlich, dass der Ankläger durch die Masslosigkeit seiner Angriffe, die sich von Artikel zu Artikel steigerte, ein Vorurteil gegenüber seiner Person geschaffen hat. Er wird sich ja dafür noch zu verantworten haben, und vielleicht erfährt man dann auch, warum er so und nicht anders handelte. Was heute vorliegt, ist jedoch zunächst lediglich ein Untersuchungsbericht, dessen Resultat den Presseverreiner bekanntgegeben wurde. Es hat noch keine Verhandlung vor einem Gericht stattgefunden, in welcher auch der Ankläger ausgiebig zum Wort gekommen wäre, und auf Grund deren man sich als Ausenstehender wirklich selber ein Urteil hätte bilden können. Wie weit können solche Untersuchungsberichte überhaupt objektiv ausfallen? (In Nummer 18 seines Blattes «Schwarz auf weiss» veröffentlicht Hans Schwarz ein Bundesgerichts Urteil, das nicht dazu angetan ist, uns von der unbedingten Neutralität des die Untersuchung leitenden Obersten zu überzeugen. Er hatte danach in der bündnerischen Heil- und Pflegeanstalt Realta im Auftrag des Bündner Regierungsrates eine Administrativuntersuchung durchzuführen über die Verhältnisse in der betreffenden Anstalt. Diese Untersuchung wurde in der Folge vom Bundesgericht als parteiisch bezeichnet, weil vornehmlich Zeugen der einen Partei einvernommen worden seien. Die Beschwerde der anderen Partei wurde gutgeheissen und die Angelegenheit zur neuen Entscheidung an den Kleinen Rat des Kantons Graubünden zurückgewiesen.) Es steht nun doch immerhin fest, dass einige Unregelmässigkeiten vorgekommen sind, die ohne die Anklagen von Hans Schwarz eben nie her-

Solange man Angst hat, ist man allem preisgegeben!

Angst! Dies ist der grösste Fluch, eine der fürchterlichsten Plagen der guten Menschen, ganz besonders aber der Frauen. Ich schreibe «guten» Menschen; denn sonderbarerweise kann man im Leben beobachten, dass schlechte Menschen keine Angst haben, ja, sie scheinen dieses Gefühl nicht einmal zu kennen. Der gute Mensch hingegen hat vor allem Angst, was er vor seinem Gewissen und seiner Lebensauffassung nicht verantworten kann. Dieses Angstgefühl, das besonders der Frauen Taten und Verhalten beeinflusst geht leider sogar so weit, dass die Frauen lieber schweigen, statt sich zu wehren, dass sie vieles zu weit kommen lassen, statt sich einzumischen. Die Frauen haben Angst, indezent, das heisst unweiblich, zu wirken, wenn sie sich wehren; sie haben Angst, sich zu kompromittieren und sich auf die gleich niedere Stufe zu stellen wie diejenigen, mit denen sie sich einlassen müssen. Und doch, es geht nicht anders, man muss mit den Leuten jeweils in ihrer Sprache sprechen, um überhaupt gehört zu werden, wenn man sich zum Bessern einer Sache verwendet. Das können wir überall im Leben verfolgen, sei es privat, geschäftlich oder politisch. Die heutige Welt zwingt uns jedoch zur Einsicht, dass solch ängstliches Verhalten und Zurückweichen vor allem, was uns peinlich ist und uns abtödt, sich für uns selber und unsere ganze Mitwelt sehr verhängnisvoll auswirkt, und dass die guten Menschen ebenso sehr die Verantwortung sowie auch die Konsequenzen zu tragen haben, wenn sie die schlechten gewähren lassen. Darum sollte doch endlich die Erkenntnis siegen, dass der gute Zweck die Mittel heiligt.

M. E. Gysin.

ausgekommen wären. Auch die Tatsache, dass der Bericht des Obeauditors die Angelegenheit mit der in Argentinien gekauften Pferden, die nachher geschlachtet worden seien, rundweg als unwahr bezeichnet, während eben doch ein solcher Transport abgeschlachtet werden musste, muss uns etwas stutzig werden lassen. Es betraf nur nicht den Mann, den Hans Schwarz nannte, sondern einen anderen Einkäufer. Es wird sich nun immerhin einer der Ausgangspunkte vor einem Divisionsgericht und der andere vor zivilen Instanzen zu stellen haben, und Hans Schwarz selber wird auch noch vor den Richter zitiert. Erst dann darf man hoffen, in dieser Sache ein wenig klarer zu sehen.

Missbehagen um das Weinstatut

Mit der Annahme des Landwirtschaftsgesetzes hat das Volk dem Bundesrat unter anderem auch die Kompetenz erteilt, im Einvernehmen mit den Kantonen und nach Anhören der beteiligten Berufsverbände Massnahmen zu treffen, um den Rebbau den Bedürfnissen und der Aufnahmefähigkeit des heimischen Marktes anzupassen. Das Volk selber, ja nicht einmal das Parlament, wird hierzu etwas zu sagen haben. Gerade darum macht sich wohl nun ein Unbehagen geltend, das in verschiedenen Pressestimmen zum Ausdruck kommt. Die Gesetzesartikel klingen jeweils ganz einleuchtend und vernünftig, aber es ist erstaunlich, was aus ihnen oft trotzdem gemacht werden kann. Was soll man zum Beispiel dazu sagen, dass das Rebareal in der Westschweiz im letzten Jahr um 32,8 Hektaren zugenommen hat, während es sich in der Ostschweiz um 34,7 Hektaren verminderte? In der Juli-Nummer des «Schweizer Spiegels» wusste Peter von Roten, der Redaktor des «Walliser Boten» sogar davon zu berichten, dass grosse Acker- und Wiesenflächen in der Westschweiz in Weinberge umgewandelt würden, weil sich das offenbar zu lohnen scheint. Art. 43 des Landwirtschaftsgesetzes sieht aber vor, dass der Bund in Zusammenarbeit mit den Kantonen Rebbaukataster erstellt und dass die vom Bund zugunsten des Rebbaues getroffenen technischen Massnahmen sich dann auf diese Gebiete beschränken. Was geschieht aber, wenn der Rebbau, wie es den Anschein hat, zum Spekulationsobjekt wird? Es ist statistisch erwiesen, dass der Weinkonsum in unserem Land von Jahr zu Jahr zurückgeht. War-

zugewandt. Mögen ihr auf dem lichtüberfluteten Hügel von Barbengo über dem Sciarolaito weiterhin Jahre voll Schaffenskraft vergönnt sein, in einer Einsamkeit, die keine Abgeschlossenheit bedeutet! k.

Deutsche Kunst des 20. Jahrhunderts

(Kunstmuseum Luzern, 4. Juli bis 2. Oktober)

Im Jahre 1939 beherbergte Luzern eine gependente Ausstellung moderner deutscher Kunst: Die «entartete Kunst», welche sich vor den Schelternhaufen des Dritten Reiches hatte retten können. In Luzern wurde sie damals in die Welt hinaus versteigert, und keiner, welcher mit Trauer die letzten Sendboten freien künstlerischen Schaffens betrachtete, hätte sich zu der Zeit das Ausmass des Sturmes vorstellen können, der sie über die Grenzen sties.

Wenn wir heute in Luzern Werke der gleichen Künstler zu sehen bekommen, bedeutet diese Ausstellung mehr als nur eine Rehabilitation; sie soll, von deutscher und schweizerischer Seite mit höchsten offiziellen Ehrungen bedacht, die Schatten einer Vergangenheit bannen, welche gerade durch die Bilder und ihre versteckten Anklagen unheimlich platisch wird, besonders wenn man weiss, wie viele der Künstler gewaltsam ihr Leben lassen mussten.

Die Ausstellung gibt einen sehr geschlossenen Ueberblick des deutschen Kunstschaffens seit der Jahrhundertwende, das sich in kämpferische Gruppen Gleichgesinnter gliederte: die Maler der «Brücke» in Dresden, die «Blauen Reiter» in München und die Maler am «Bauhaus» Weimar. — Ein Kampf gegen die akademische Historienmalerei, das Pathos des Jugendstils, war damals um so notwendiger, als der Impressionismus in Deutschland lange nicht die leidenschaftliche Auseinandersetzung her-

um wird dann das Rebareal vergrössert? Werden schliesslich die Ostschweizer die Zeche zu bezahlen haben, die ihre Weinberge abbauen?

Frau Botschafter

Mit der Ernennung einer Frau als Botschafter für die Vereinigten Staaten in unserem Land hat Präsident Eisenhower auch dem Chef des Protokolls eine Nuss zu knacken gegeben. Aber man hat nun tolltob den Rank gefunden, weil Miss Willis nicht Botschafterin, sondern Botschafter ist und damit den männlichen Kollegen gleichgestellt werden konnte. Es mutete geradezu rührend an, zu vernehmen, dass die Amerikaner wegen der Ernennung einer Frau an diesen Auslandsposten sich sozusagen entschuldigen zu müssen glaubten. Schliesslich sind sie ja nicht schuld daran, dass wir Schweizerinnen noch immer kein Stimmrecht haben.

Hilde Custer-Oczerez

Besuch aus fernen Ländern

Königin Salote von den Tonga-Inseln im Pazifischen Ozean, 32 Jahre alt, hochgewachsen, beinahe zwei Meter gross, mit blitzenden schneeweissen Zähnen und strahlendem Lächeln, hatte sich bereits anlässlich der Krönung Elisabeths II. in London die Herzen der Engländer erobert. Nun wird aber auch den Fernen und vor allem den jungen Leuten des ökonomischen Institutes von Bossonay bei Coppet der Besuch der Königin aus fernem Land unvergessen bleiben. Der Reporter der «Schweizer Illustrierten Zeitung» schreibt: «Wie auch ihr Volk seit hundert Jahren, ist auch sie, eine Methodistin, tief religiös. Friede!» sagte sie zu den jungen Eleven in Bossonay, Friede ist Lehre und Einheit des Christentums, das was euch völkerverbindend zusammengeführt hat! Dann sang sie mit ihnen eine Hymne des Methodist-Begründers Wesley, Friede auf Erden! Wir hörten ferner, dass auf den Inseln der Königin Salote obligatorischer Schulunter-

Auch eine Verantwortung der Frauen

Es gehört zur Aufgabe vor allem der Mütter, für die Gesunderhaltung unseres Volkes zu arbeiten. Wenn man hie und da und leider nicht selten die Nur-Hausfrauen sich darüber beklagen hört, ihr Wirkungskreis sei eng, so kann man ihnen mit Recht entgegenhalten, dass sich die Gesundheit eines Volkes weitgehend in der Küche entscheide. Man hat das eigentlich immer wieder erlebt und auch die Geschicke der alten Völker sollten uns ein mahnendes Beispiel sein. Als die Römer noch sehr einfach waren in ihren Essgebräuchen, stiegen sie empor zur unüberwindlichen Weltmacht. Der Reichtum brachte es mit sich, dass sich ihre Essitten je länger desto mehr verfeinerten und dies trug nicht wenig dazu bei, dass sie den vom Norden heranstürmenden Völkern nicht genügend Widerstand entgegensetzen konnten. Auch diese Völker schöpften ihre Kraft weitgehend aus einer einfachen Ernährung. In unserer Zeit können wir ebenfalls diese Beobachtung machen. Nicht nur sind uns ausser-europäische Völker an Regenerationskraft, Zähigkeit und Widerstandsfähigkeit weit überlegen, sondern wir haben es auch an uns selber erlebt, wie während des Krieges mit seiner Nahrungsbeschränkung verschiedene Zivilisationskrankheiten zwangsweise eingedämmt wurden. Die Umstellung auf vermehrte lactovegetable Kost zeigte sich in einem Rückgang der Rheuma- und Gichtkrankungen, nicht zuletzt auch in einem Rückgang der Zahnerkrankungen. Es ist deshalb eine grosse Aufgabe der Hausfrauen, sich nicht einseitig von gewissen Ernährungstheorien ins Schlepptau nehmen zu lassen, jedoch durch eine gesunde und vielseitige Ernährungsweise das körperliche Wohlergehen ihrer Familienglieder zu fördern.

Wenn gerade in neuester Zeit dem Problem der Zahnkaries vermehrt Beobachtung und Beachtung geschenkt wird, so rührt dies davon her, dass mehr als 90 Prozent unserer Bevölkerung an Zahnkrankheiten leiden. Die Wissenschaft hat diese Tatsache erforscht und ist dabei zu folgenden Schlüssen gekommen: 1. ist eine vermehrte lactovegetable Ernährung anzustreben; dies heisst Gemüse und Milch, sowie deren Produkte sollten je länger je mehr, oder besser gesagt wieder mehr, im Vordergrund stehen. Weissbrot, sowie alle Erzeugnisse aus Weissmehl, also auch Teigwaren, ebenfalls der raffinierte Zucker und Süssigkeiten sind zu ersetzen durch Produkte aus dem vollen Korn und Er-

aufgeschworen hatte wie in seinem Ursprungsland Frankreich. Und es zeugt von der künstlerischen Vielfalt und der Ehrlichkeit des Wollens, wenn die jungen Künstler eine neue Richtung von ganz verschiedenen Gesichtspunkten her anstreben: Die Maler am «Bauhaus» betonten das Handwerk, die Konstruktion, im Gegensatz zu einem gefühlbeladenen Expressionismus. Sie führten Harmonielehre und Kontrapunktik in die Malerei ein, geometrische Formen, die in immateriellen Räumen schweben. Wenn diese Maler wie besinnliche mittelalterliche Handwerker arbeiteten, so liebten ihre Kollegen von der «Brücke» (Kirchner, Heckel, Emil Nolde) Kampf und Angriff, eine das Polemische streifende Kritik an der bestehenden Gesellschaftsordnung. Ihre Aussage ist klar, knapp, prägnant, mit einer Vorliebe zum Holzchnitt als bestem Ausdrucksmittel geistig-künstlerischer Forderung. Sie verkörpern den deutschen «Sturm und Drang» ebenso deutlich, wie sich in den Malern vom «Blauen Reiter» die deutsche Romantik erneuert. Statt der blauen Blume der Romantik schufen diese Maler in allen Abstufungen der blauen Farbe eine neue Festlichkeit, neues Geheimnis — nicht der Intellekt herrscht hier, sondern die Sehnsucht nach jener Vollkommenheit, welche Franz Marc erstrebte: «Die kommende Kunst ... ist unsere Religion, unser Schwerpunkt, unsere Wahrheit.»

Die kritische Hingabe an ein gemeinsames Vorbild liess die Künstler einer Gruppe sehr oft Bilder malen, die sich individuell kaum voneinander unterscheiden. Dass die Kunst aber in Wahrheit eine strenge und unerbittliche Herrin ist, welche sich auf die Dauer nicht als Bannerträgerin revolutionärer Ideen misbrauchen lässt, sehen wir in dieser Ausstellung sehr deutlich. Die besten und bleibenden Werke entstanden meist ausserhalb einer Gruppe

richt, kostenlose ärztliche Behandlung eingeführt sind, dass ferner jedes junge Paar von ihr ein Hochzeitsgeschenk erhält, nämlich 320 Arden Land, das je nach Lust und Laune paradiesisch (drei Stunden Arbeit im Tag genügen schon) mit Pisang, Yams, Arum, Kokos, Zuckerrohr, Bambus, Baumwolle, Pfeffer, Feigen, Papiermaulbeerbäumen, Sandelholz oder Zitronen bebaut werden kann. Dafür werden lediglich 20 Franken jährlich pro Kopf als Steuern entrichtet.»

In Zürich, Luzern und im Berner Oberland war Sherpa Tensing Norkey mit Gemahlin und Töchtern zu Besuch. Unsere verdiente Mitarbeiterin W. W. F. D. schreibt über den in seinem Land «Tiger des Schnees» genannten Träger, der im praktischen Mount-Everest-Film, der gegenwärtig in Zürich im Cinéma Urban läuft, als treuer Begleiter der Expeditionseleiter zu sehen ist, unter anderem: «Zum dreissigstenmal machte Tensing Norkey (in jungen Jahren lediglich als Träger) eine Expedition begleitend mit. Der Leiter der Frühjahrsexpedition 1952, G. Chevalley, betonte, wie die meisten unter Uebermüdung und Erschöpfung sehr litten, Sherpa Tensing jedoch immer noch weiterzudringen vermochte, in einer ersten Anstrengung und mit einer anregenden Munterkeit. Sordar Tensing Norkey wurde in Solo Khumbo, einem Dorf in Ost-Nepal, geboren. Noch ehe er 20 Jahre alt war, lief er zu zu Hause weg, um einer Gruppe Bergsteiger in Darjeeling als Träger zu dienen. 1938 erst verdankte er dem bekann Himalaya-Bergsteiger Frank Tilman seine «Beförderung» zum Träger von Mount-Everest-Expeditionen. Da er ohne Sauerstoffapparat viel höher als alle andern steigen kann, behaupten seine Freunde, dass er eine dritte Lunge besitze. — Eingeweichte wollen wissen, dass Tensing's Gattin vom Erfolg ihres Mannes gar nicht so begeistert ist, indem sich das gewohnte einfache Leben auf einmal ganz anders gestaltet, und schon würden die beiden Töchter den Wunsch nach schöneren Kleidern äussern.

bwk

zeugnisse mit Rohzucker oder Fruchtzucker. 2. besteht die Möglichkeit, durch künstliche Zufuhr von Fluor, diesem für den Aufbau des Zahnschmelzes unentbehrlichen Element, die Gesunderhaltung der Zähne zu fördern. Bekanntlich gibt die Mutter ihrem Kinde die Zahnveranlagung mit in die Wiege; ernährt sie sich während der Schwangerschaft richtig, so fördert sie dadurch die Gesundheit des werdenden Kindes günstig auswirkt, wie auch die Zufuhr von Fluor im Kindesalter weit erfolgreicher ist als in späteren Jahren. In zahlreichen Schulreinciden werden gegenwärtig Tablettenaktionen durchgeführt, und man kann eine bedeutende Abnahme der Anfälligkeit für Zahnfäulnis feststellen. Es ist wichtig, dass sich die Mütter mit diesem Problem beschäftigen und sich darüber Rechenschaft geben, was für die Gesundheit unseres Volkes davon abhängt. Es genügt nicht, Verfügungen von Behörden einfach hinzunehmen, sondern man muss sich auch damit auseinandersetzen und sich über deren Ursachen orientieren. Wenn auch in nur wenigen Schulkommissionen Frauen vertreten sind, so ist vielerorts eine Möglichkeit gegeben, an Elternabenden oder Müttervereinigungen diese Frage zu besprechen. Je mehr die Zahnärzte, denen eine Aufklärung über die Fluoraktiun sehr am Herzen liegt, einsehen lernen, wie sich die Frauen mit dieser Frage ebenfalls auseinandersetzen wollen, desto grösser wird die Schär, die sich am Kampf gegen eine unheilvolle Zahnkrankheit aktiv beteiligt. r.



Berner Jubiläumfeier Der Totentanz

Als nachhaltigster Eidruck des historischen Umzuges erwies sich wohl der Totentanz Niklaus Mauens. Es ist ausserordentlich wertvoll, dass damit eines der grossartigen Werke jener Zeit der Vergessenheit entrissen wird. Leider wurde das rund hundert Meter lange Originalwerk 1660 bei einer

und lassen sich nach keinem Schema messen. Zu ihnen gehören die Bilder Emil Noldes, um nur einen Künstler herauszugreifen. Die Ausstellung ehrt ihn mit dreissig seiner besten Aquarelle und Ölbilder, das letzte im Jahre 1940 entstanden. Klee nannte Nolde die «unte Seelen», denn sein Werk, bald nach der Natur, bald nach phantastischen Welten zielend, aber immer von der Farbe, von einer die Form sprengenden Symbolik ausgehend, scheint im wesentlichen die Frucht eines Nachdenkens, einer dionysischen Verbundenheit mit Feuer und Erde, die zeitlos und an keinen Raum gebunden ist.

Wie die Malerei, so war auch die Plastik entscheidend am Kampf um die neue Richtung beteiligt, die im Dienste des bleibenden und starken Ausdrucks stehen sollte. Am bedeutendsten wirken in dieser Ausstellung neben den zarten, langgestreckten Figuren Lehmbrucks die aus innerer Fülle gespannten Menschen von Ernst Barlach. Demütige Pilger zu höherer Erkenntnis stellen seine Werke dar; jeden Gewandsaum vom Sturm der Ahnung bewegt, warten sie leer auf Vernichtung oder auf den Messias: Bettelweiber, ungläubige Jünger, Auführer und Ketzer. Und zuletzt der «Singende Mann», eng geschlossen um Urriss, knappste Zusammenfassung der grossen Bewegung, das Gesicht nur Hingabe, nur Gesang, Verströmen einer inneren Kraft. — Dieser Binkelsänger, dieser naive Heilige ragt wie eine Insel aus der Ausstellung, als eines der seltenen Werke, welche nicht Kampf, nicht Auflehnung, nicht Hohn und Resignation dokumentieren und damit ständig Teilnahme vom Betrachter fordern, sondern als ein Werk, das wie eine romanische Kirchenfigur aus sich selber lebt und Kraft verschenkt, dem ältesten Anspruch des Menschen an das Kunstwerk entgegenkommend. wku.

Psychologie in Frage und Antwort

«Meine junge Schwester (Laborantin) findet, sie verdiente genug, um sich mit einer Freundin, die auch selbständig ist, zusammenzusetzen, das heisst eine kleine Wohnung zu mieten. Sie sagt, sie sehne sich danach, ein eigenes Heim zu haben und ihr eigenes Leben zu leben. Meine Eltern wollen davon nichts wissen. Erst wenn sie sich verheiratet, wie ich es getan habe, würden sie sie ziehen lassen. Sie behaupten, wenn ein junges Mädchen aus dem Vaterhaus strebe, so sei es, um sich liederlich aufzuführen. Was sie darunter verstehen, ist klar. Es kommt zu Streitereien. Die Eltern bleiben bei ihrer Ansicht, meine Schwester beharrt auf der ihren. Die Luft zu Hause ist vergiftet. Ich möchte helfen, vermitteln, aber meine Ratschläge werden abgewiesen. Und doch müsste es eine Lösung des Problems geben.»

«Gewiss kann das Problem gelöst werden. So viele Eltern und Töchter haben einen Weg gefunden, den den Jungen erlaubt, nach ihrer Art ihr Leben zu gestalten, ohne deswegen die Eltern vor den Kopf zu stossen oder gar sich von ihnen völlig zu trennen. Warum sollte es im Fall Ihrer Schwester unmöglich sein? Die Eltern müssen einsehen, dass sie ihre Tochter nicht für sich erziehen und herangebildet haben, dass elterliche Liebe nicht bedeutet, Anspruch auf das Kind zu erheben, den jungen Menschen an sich zu binden, von ihm Unterwerfung zu verlangen. Die Aufgabe der Eltern ist vielmehr, nicht nur dem Sohn, aber auch der Tochter zu Selbständigkeit zu verhelfen, ja ihr die Abhängigkeit von ihnen und dem Elternhaus zu erleichtern, sie sogar zu verlangen. Heute muss ein junges Mädchen im Leben stehen, und dies bedingt, dass es nicht nur zu arbeiten, aber auch sich zu wehren versteht, denken kann und Entscheidungen zu treffen vermag. Zu Hause, unter dem Schutz der Eltern, ist es schwer, sich dahin zu entwickeln. Die Eltern sollen fern bedenken, dass sich ihre Tochter auch «liederlich» aufführen kann, solange sie zu Hause wohnt, falls ihr daran gelegen ist, und zur Liederlichkeit gesellen sich dann noch Lüge, Betrug und Heimlichkeiten. Der tiefere Grund, weshalb die Eltern das junge Mädchen nicht ziehen lassen wollen, wird zudem gar nicht die Befürchtung sein, es könnte auf eine schiefe Ebene geraten. Es hat darum auch keinen Sinn, um sie umzustimmen, die lauten Absichten Ihrer Schwester zu betonen. Was die Eltern zu ihrer schroffen Ablehnung des so natürlichen Wunsches ihrer jungen Tochter veranlasst, ist vor allem die Angst vor der Leere im Haus, die dem Weggang des Kindes folgen muss. Diese Leere müssten sie selbst ausfüllen trachten, indem sie sich, als wären sie noch jung, um neue Interessen bemühen: Lektüre, Musik, Liebhaberinnen oder ernsthafter Beschäftigung mit aktuellen Fragen. Es fehlt ja nicht an Gebieten, die älteren Menschen offen stehen und die sie manchmal mit den Jungen teilen, so dass eine neue, lebendige Verbindung zwischen Eltern und Kindern entstehen kann, die wertvoller ist, weil bewusster als die rein blutmäßige. Vermutlich sperren sich Ihre Eltern auch gegen die Selbständigkeit ihrer Tochter, weil dadurch der Machttrieb, der in so vielen Eltern leider die Oberhand hat, empfindlich verletzt wird. Da entschlüpft ihnen etwas, das sie zu besitzen wählten. Verlust droht,

Verlust an Prestige, an Autorität, ja an einer Art Göttlichkeit, in die sie sich vielleicht hineinergossen haben im Laufe der Jahre. Da aber gerade das Alter erfahren und annehmen muss, dass wir nichts besitzen, am wenigsten einen Menschen, wird der Auszug ihrer Tochter aus dem Vaterhaus auch für sie selbst eine heilsame Schulung bedeuten, wenn sie es nur verstehen wollen.» T. T.

Frage: Meine Schwester, die Jüngste von uns Geschwistern, eben 28 Jahre alt geworden, kann sich zum dritten Mal nicht entschliessen, einen Mann zu heiraten, von dem sie doch behauptet, sie möge ihn gern leiden, und der auch unsern Eltern passen würde. Einen Grund für die Absage kann sie nicht angeben. Sie sagt wohl, sie fühle sich nicht reif für die Ehe, sie wolle auch die Mutter nicht allein lassen, sie käme sich in der Familie des Mannes fremd vor, aber das sind, wie mir scheint, alles Ausreden. Sie weint viel, klagt sich der Wankelmütigkeit an und glaubt, sie sei überhaupt zu nichts gut. Wie sollen wir ihr Benehmen verstehen?

Antwort: Offenbar hat Ihre Schwester bis jetzt den Mann nicht getroffen, den sie so lieben könnte, dass ihre vielen Hemmungen durchbrochen würden. Wenn sie sagt, der jetzige Bewerber gefalle ihr bloss, sie möge ihn gerade leiden, so beweist das, wie wenig sie ihn wirklich liebt. Da brauchte es mehr seelischen Aufruf, um sie dazu zu bringen, sich dem Neuen anzuvertrauen, das sie in der in Aussicht genommenen Ehe so abschreckt. Als jungste, wohl auch verwöhntes Kind, fällt es ihr schwer, das warme Elternnest zu verlassen. Vielleicht macht es ihr auch die Mutter nicht leicht, durch Reden oder durch Schweigen. Es mag daher auch stimmen, dass sie trotz ihrer 28 Jahre zur Führung eines eigenen Lebens nicht fähig ist. Da dies normalerweise doch sein müsste, fühlt sie sich in allem minderwertig und versinkt darüber in Trübsinn. — Ihrer Schwester wäre zu raten, von zu Hause fortzugehen, eine Arbeit zu ergreifen und sich allein durchzuschlagen, wie das heute so viele Mädchen und Frauen tun. Sie geriete so in andere Lebenskreise und würde es lernen, nicht mehr vor allem «Fremden» zurückzuschrecken, sondern im Gegenteil, es interessant und anregend zu finden. Einmal von den Eltern gelöst, würde es ihr selbstverständlich werden, mit einem Mann, den sie schätzt, eine eigene Familie zu gründen. Vermutlich fände sie dann den Mann, den sie wirklich lieben, und nicht nur nett finden könnte, für den sie gewillt wäre, die Vorteile des ledigen Standes aufzugeben und die Pflichten der Ehefrau und Mutter auf sich zu nehmen. — Es kann aber auch sein, dass Ihre Schwester an der bekannten Braut-Depression leidet, sobald es sich darum handelt, zu heiraten. Diese beruht meistens auf vagen Beängstigungen, die umso hemmender wirken, je unbewusster sie bleiben. Scheu vor der Sexualität ist, trotz aller Freiheit im Erotischen der heutigen Jugend, der Hauptgrund. Sie wird auch im Fall Ihrer Schwester im Spiel sein. Eine Aussprache mit einer Psychologin wäre anzupfehlen, schon um Ihrer Schwester den Entschluss zu ermöglichen, erst einmal das Elternhaus zu verlassen, um ihr eigenes Leben zu beginnen, ob später mit oder ohne Mann, ist vielleicht nicht das Wichtigste. T. T.

Gassenerweiterung zerstört. Doch ist es in einer farbigen Kopie das Malers Albert Kauw erhalten, die sorgsam vom Historischen Museum in Bern gehütet wird. Erstmals soll nun dieser Manuskript-Totentanz in einem Band der bekannten «Berliner Heimatbücher» des Verlages Paul Haupt vollständig reproduziert und damit der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden. Als Verfasser dieser prächtigen und preiswerten Kunstepublikation, die 10 Farb- und 16 Schwarzweiss-Tafeln enthalten wird, zeichnet Prof. Dr. P. Zinsli. mp.

Eleonore Hüni, Gesund und billig. Verlag Friedrich Reinhardt AG., Basel. Preis Fr. 3.65.

Eine wertvolle Neuerscheinung auf dem Gebiete der Kochkunst! Der Inhalt zeigt uns, wie man gesund, sehr gut — was ausserordentlich wichtig ist — billig leben kann. Leicht fasslich bringt uns Eleonore Hüni nahe, wie sich neuzeitliche Menüs zusammenstellen lassen und wie man seinen Gaumen sozusagen umerziehen muss; er soll nicht ein Gemisch von Gewürzen estimieren, sondern das zarte Aroma und den Duft von Obst und Gemüse auf natürliche Art zubereiten. Wir lernen den Nährstoffbedarf des gesunden Menschen kennen, den Vitamingehalt der Nahrungsmittel, die Mineralsalze und was die Hausfrauen im besonderen begrüssen werden: die Gewürzkräuter und deren Verwendung. Dann folgen Suppen u. a. wie: Vollweizenschleim mit Gemüsesaft, verlockende Salatplättchen, gedämpfte, grillierte und gedünstete Gemüse. Unter «Breie aller Art» finden wir gekochte und rohe Breie. Früchte- und Gemüsesäfte ohne Mixer herzustellen, rohe und gekochte Saucen, Fruchtsalate und Desserts, Brot und süßes Gebäck und reichhaltige Menü-Vorschläge für Mittag- und Abendessen beschließen das Heft.

Was sagen die Frauen dazu?

In einem Artikel in der «Frankfurter Allgemeinen Zeitung» vom 4. Juli schreibt Gottlieb Duttweiler zum Thema «Der Konsument und die neuen Verkaufsmethoden» u. a.: «Ich bin für die Diktatur des Handels. Die Frau ist

dazu gemacht, zu gehorchen.* Sie ist auch bereit, es zu tun, wenn man sie nur den Vorteil davon haben lässt. Migros umwarb die Hausfrauen mit neuen Verkaufsmethoden, die den bisherigen Gewohnheiten ganz entgegengesetzt waren, und sie hatte Erfolg. Die Hausfrauen fanden sich z. B. in den einzelnen Orten pünktlich an der vereinbarten Stelle ein, um den Verkaufswagen für ihre Einkäufe zu erwarten. Ein anderes Beispiel: Die Hausfrauen kaufen heute bei der Migros zu runden Preisen, aber zu unrunden (geborenen) Gewichten, anstatt wie früher umgekehrt.»

Was sagen die Frauen dazu? Bestimmt anerkennen sie manche Verkaufsmethode der Migros und manchen von der Migros gebrachten Fortschritt, diese Einstellung Duttweilers aber müssen sie energisch ablehnen. Diktatur? Nein! Die Frauen nur zum Gehorchen gemacht? Nein! Das darf doch nicht unwidersprochen bleiben.

* Von der Redaktion gesperrt.

Kleine Rundschau

50 Jahre AWZ

In der Betriebskommission der Adressen- und Werbezenträle Zürich amtiert auch eine Frau, Frä. Anna Senn, die Sekretärin der Zürcher Berufs- und Geschäftsfrauen. Wer würde nicht schon von der Schreibstube für Stellenlose gehört haben, die vor 50 Jahren, im Dezember 1901, in Zürich an der Schipfe als eine damals neue Art sozialer Einrichtung eröffnet wurde? Fritz Bodmer-Weber hiess der Gründer. Die Denkschrift, die Ende des vergangenen Jahres erschien, erzählt, dass «grossformatige Scharteken und die Hauptbücher und Kassastrazzen die Gestelle krumm bogen; der kleine Stift hatte Mühe, sie zu schleppen. Man schrieb stehend an hohen Schreibpulten, alles von Hand mit Stahlfedern, die assortiert nach verschiedenen Härtegraden der Papeterist lieferte, je nach Handstellung und Fingerdruck weich oder hart, rund oder spitzig... bis sie Rost ansetzten. Dann ersetzte man sie aus einem ewigen Vorrat, den man wie Teller geschosse in einem Köcher stetsfort auf dem Leib trug; dieser Miniaturköcher hatte im Gilettschäcken Platz. Vor jedem Schreiber paradierte auf dem Pult ein sogenanntes Tintenfass.» Dabei schrieb man beim Lichte der Petrolampe. — Heute befindet sich die Schreibstube für Stellenlose, die Adressen- und Werbezenträle, ein Grossbetrieb, an der Schulhausstrasse 64, im Kreis 2. Um 16 Prozent ist seit 1951 der Umsatz gestiegen, die Zahl der verkauften Adressen sogar um 32 Prozent. Viele Frauen werden beschäftigt. Es handelt sich um genaue, zuverlässige Arbeit; denn nur eine einwandfrei geführte Kartei wird dem Kunden von

Nutzen sein. In einem der geräumigen Bürosale an der Schulhausstrasse ist z. B. der Adressenverlag untergebracht. Die Hunderte von Karteikisten in den Regalen enthalten z. B. bei den Privatadressen der Stadt Zürich rund 150 000 Karten von Familien und Einzelpersonen. Täglich teilt die Einwohnerkontrolle der Stadt die Mutationen mit; so wurden nur im Jahre 1951 insgesamt über 164 000 Mutationen verarbeitet, Zu-, Um- und Wegzüge, Heiraten, Geburten, geschiedene Ehen, die umzuschreiben sind, Todesfälle, die vermerkt werden müssen. Aber auch Winterthur und Schaffhausen und andere grössere Orte betrauen die AWZ mit der Führung ihrer Adressenkarteien. Es sind aber beispielsweise auch die Autohalter alphabetisch nach Namen und dann erst noch nach der Wagenmarke in einer Kartei vereinigt, die Liegenschaftsbesitzer, die Angehörigen der freien Berufe usw. Ungezählte Geschäftsleute bedienen sich gerne und dankbar, wenn sie Verabredungen planen, der Dienste der AWZ, welche als aufgeschlossenes Unternehmen die Sympathie weiterer Kreise verdient. bwk.

Veranstaltungen

V. Internationaler Kongress 1953 für Schulbaufragen und Freiluft-erziehung

Der Kongress findet unter dem Patronat der Stiftung Pro Juventute vom 27. August bis 6. September statt, und zwar

27./28. August in Basel,
29. August/3. September in Zürich
4. September in Leysin,
5. September in Genf.

Zweck und Ziel des Kongresses laut Einladungs-schreiben:

«Im Zentrum der Kongressverhandlungen stehen die beiden Hauptthemen «Das neue Schulhaus» und «Die Freiluft-erziehung heute». Dabei sollen besonders aktuelle Fragen erörtert werden, welche gegenwärtig in der Schweiz und im Ausland zur Diskussion stehen, wie die Behandlung der Asthmakinder, die Zukunft der Kindersanatorien, der Schulhausbau in seinen architektonischen, gesundheitlichen, pädagogischen und kulturellen Aspek-

ten, der moderne Kinderspielplatz u. a. m. Gleichzeitig mit dem Kongress findet im Kunstgewerbemuseum Zürich eine Ausstellung «Das neue Schulhaus» statt.

Der Kongress und die Ausstellung möchten mit-helfen bei der Überwindung gesundheitlicher und sittlicher Nöte der Jugend und insbesondere den Bau von Schulen und Spielplätzen anregen, welche den Kindern die bestmögliche psycho-physische Entwicklung gewähren. Um dieses Ziel zu erreichen, hoffen wir am Kongress auf eine enge Arbeitsgemeinschaft von Erziehern, Aerzten, Architekten und den übrigen Interessenten des In- und Aus-landes.

Die Teilnahme von Erziehern, Kinderärzten, Architekten, Behördemitgliedern, Vertreterinnen und Vertretern gemeinnütziger Institutionen (und sicher auch Müttern, die Red.) usw. aus unserm Land ist für den ganzen Kongress oder auch nur für einzelne Verhandlungstage (z. B. für die Verhandlungen über «Das moderne Schulhaus», «Das Asthma-kind», der Kinderspielplatz) sehr erwünscht. Vor allem wendet sich der öffentliche Kongress, Sonntag, den 30. August 1953, mit den Nachmittagsreferaten an die interessierten Kreise unseres Landes. Wir rechnen deshalb für diese Veranstaltung mit einer regen schweizerischen Beteiligung.»

Anmeldungen sind an das Kongresssekretariat, Herrn Dr. A. Ledermann, Pro Juventute, Seefeldstrasse 8, Zürich 8 (Postfach Zürich 22), zu richten, das auch ausführliche Programme zur Verfügung stellt.

Radiosendungen

Vom 2. bis 8. August 1953

sr. Montag, 3. August, 14 Uhr: «Notizen und probiers». «Die Marktrundschau für die Schweizer Hausfrau» — Gesunde Kost. — Das Rezept. — Was möchten Sie wissen? 16 Uhr: Wir lesen vor: «Frauen in der Siena», von Ventura Calderone. — Mittwoch, 5. August, 14 Uhr: «Wir Frauen in unserer Zeit», Bericht aus dem In- und Ausland.

Redaktion: Frau Studer abwesend

Vertretung: Frau Betty Wehrli-Knobel, Rotwandstr. 42
Telephon (051) 23 43 65, Zürich



Kennen Sie die S. V.-Soldatenstuben?

Auch in Friedenszeiten ist die Tätigkeit der Soldatenmutter eine dankbare und befriedigende Aufgabe. Wer sich dafür interessiert, erkundige sich bei der

Personalabteilung

Schweizer Verband Volksdienst Soldatenwohl

Zürich, Theaterstr. 8, Postadresse: Postf. 224, Zürich 24



seit vierzig Jahren
bewährt und begehrt

J. Leutert

Spezialitäten in Fleisch
und Wurstwaren

Metzgerei Charcuterie

Zürich 1

Schützengasse 7

Telephon 23 47 70

Telephon 27 48 88

Filiale Bahnhofplatz 7



verschliesst
angebrauchte
Konfitürengläser

Insrieren bringt Gewinn

Erfahrenes, vertrauenswürdiges Fräulein ges. Alters sucht auf den Herbst Wirkungskreis als Heimleiterin od. anderen Posten. Gute Zeugnisse. Offerten unter Chiffre E. M. 3267 an Rückstuhl-Annoncen, Zürich 32.



Verlangen Sie von Leder-Locher, am Münsterhof, Zürich, Tel. (051) 23 18 14 den Sommerprospekt für Reiseartikel

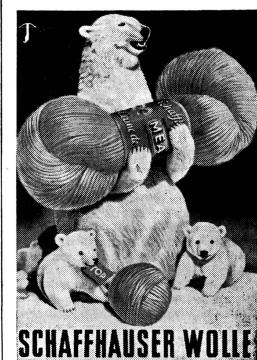


— „Noreduxen“ Sie
einmal Ihre
Tischwäsche,
— Sie werden
es künftig
immer tun!

Für die
Tischwäsche!



Telacker 16. ZÜRICH, Tel. (051) 23 66 60



Bieri-Möbel
seit 1912
gediegen, preiswert
Fabrik in RUBIGEN 9/Bern
Filiale:
Interlaken
Jungfraustr. 38



Der heimliche
Teeraum
Marktgasse 10
Bierstube
W. BERTSCH, 1000
Zürich

